**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber
**Band:** 15 (1939-1940)
**Heft:** 10

**Artikel:** Wie ich Bauernmaler wurde
**Autor:** Soom, Walter
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1066530

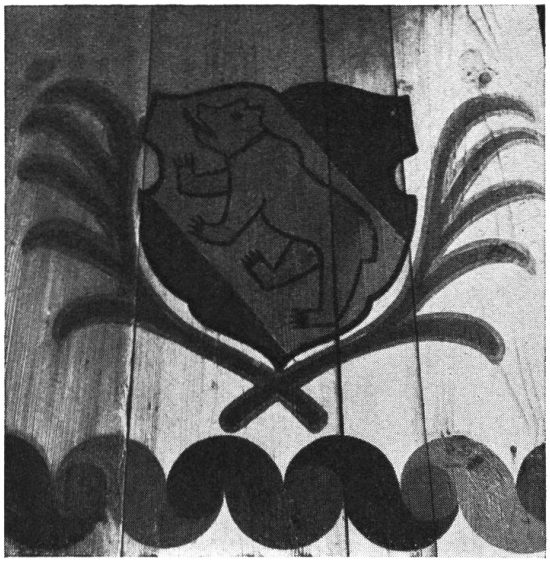
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



# WIE ICH BAUERNMALER WURDE

VON WALTER SOOM, HEIMISWIL (EMMENTAL)

## Lehrbubenkummer und erste Freuden

Wenn es damals mein Ätti schier mit Gewalt erzwängte, dass ich Maler lernen sollte wie er, so habe ich ihm seither längst verziehen. Schon als Schulbub gefiel mir halt das Bauern am besten. Da hiess es aber: ein Bauer ohne Hof und Geld ist und bleibt ein Knecht. So fügte ich mich mit Widerwillen. In der Werkstatt meines Vaters in Burgdorf machte ich also den bittern Anfang. Das ewige Farbenablaugen, Kratzen und Schleifen, das tagelange Farbereiben kam mir zum « Körbeln » langweilig vor. Der grosse Weltkrieg brachte böse Zeiten, und schöne Arbeiten waren selten. Mit viel Geduld und Liebe lehrte mich mein Vater in stillen Stunden zeichnen und malen. Die Gewerbeschule half nach, so dass es in mir doch hübscheli zu tagen begann. Ab und zu kamen jetzt Sumiswalder Pendülen zum Erneuern, deren schönen Blumenschmuck ich mit Bewunderung betrachtete und nachzuahmen versuchte. Aus dem Heimatmuseum gab's alte Vogelkäfige, Kistchen und Krüge auszubessern, die der Vater mehr und mehr mir anvertraute, weil er mir die besondere Liebe für diesen alten Kram anfühlte. Damit kam ich oft ins Museum und vergaffte mich dort stundenlang an alten Trögen und bemalten Schäften.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, das für mein Leben entscheidend werden sollte. Der Museumsvater, der alte, weissbärtige Doktor, brachte uns ein bös zugerichtetes Kästchen, nahm die Brille ab, hob den Finger und sprach: « Das isch einisch öppis ganz bsunders, botz Hageli, da häb mir Sorg drzue und lueg, was d' füre bringsch! »

Auf den ersten Blick schien die Malerei unrettbar verloren. Kaum getraute ich mich dahinter. Mit der Lupe guckte ich Schublädli, Deckel und Seiten ab.

Unter dem Altersdreck kam zu meinem grössten Erstaunen eine verborgene Blumenpracht zum Vorschein, wie ich sie bis jetzt noch nicht gesehen hatte, die mir aber einen unerchannten Eindruck machte.

Diese strube Trucke sollte bestimmend für mein Schicksal werden.

Immer wieder fragte ich mich: Warum liess man so etwas zugrunde gehen?

Eine tiefe Liebe zu dieser Art Kunst erwachte in mir, die seither immer in mir blieb. Mit grossem Eifer wusch ich an dem Ding herum, bis die Malerei in ihrer ganzen Schönheit hervortrat. Tulpen, Rosen, Geranien, Schwertlilien, Nägeli, Stiefmütterchen, Maierysli, blaue Glocken, Sternenblumen waren so voll Schwung hingemalt, so geschickt stilisiert und eingefügt in die Flächen, dass ich staunen musste. Das war ein Wundertruckli. Und das hatte der Doktor in einem finstern Bauernspeicher unter altem Gerümpel gefunden! Der Bauer sei noch froh gewesen, das alte « Gfotz » loszuwerden und habe verschmeukt gelacht, als man ihm dafür ein paar Fränkli gab.

Mit grosser Ehrfurcht habe ich das Stück zwäg gemacht und bloss das Fehlende sorgfältig ergänzt, ohne von meiner Hand das Bestehende zu « verschönern ». Der Doktor ist mir für diese Arbeit fast um den Hals gefallen. Seither hatte ich bei ihm einen grossen Stein im Brett. Mich aber übernahm von da weg eine wahre Malwut. Mein ganzes Schlafstübli, die Türen, überall da, wo geeignete Flächen waren, füllte ich diese mit den Blumen des « Trucklis ». Das war ganz sturm und überschwänglich, gab mir aber reiche Übung und eine sichere Hand. Die Lehre war jetzt im Nu fertig, und ich glaubte nun, schon « fei e chli e Köbel » zu sein.

Es war so Brauch, dass man nach der Lehre in die Fremde ging, und so schlug's mich in eine Stadt der Ostschweiz. Dort schien man von bemalten Möbeln gar nichts zu wissen. Ich musste mit tiefem Kummer wieder zum Faustpinsel greifen und wochenlang Jalousieläden anstreichen. Sparsam raggerte ich jeden Batzen auf die Seite, um mir paar Semester Kunstschule zu verdienen. Der Ätti half nach, so dass ich das Geld mit viel Mühe endlich zusammenbrachte.

## Auf Umwegen gelange ich zur Besinnung

Aber der Lebensweg der wenigsten Menschen verläuft fadengrad, auch meiner nicht. Ich musste noch manche grosse Umwandlung durchmachen, bevor ich meinen eigentlichen Lebensberuf fand.

Die Kunst- und Kulturstadt Basel riss mich grünen, verbauerten Jungen mit jähem Ruck in den Strudel des modernen Stadtlebens. Der Einfluss der Schule, die Gesellschaft der angehenden Künstler verwirrten mich und machten aus mir nach zwei Jahren einen bodenlosen Schwärmer, der abstrakte Verse schrieb, grausige Geisterbilder malte, vor denen sich die Beschauer fürchteten, zuviel tubakte und trank, weisse Hosen und Schuhe, Seidenhemden, Künstlerkrawatten und lange Mähne trug und stets als halber Narr herumgeistete. Eines aber hatte ich doch Fruchtbares heimgetragen, grosse, dicke Mappen voll Naturstudien und das Hirn vollgeschoppt mit Kunstgeschichte, Form- und Farbenlehre.

Aufgeblasen, erlebnishungrig fand ich daheim keine Ruhe mehr. Über das Kleinbürgertum und das Blumenmalerhandwerk in meiner Heimat war ich hoch erhaben.

Der Scholle entfremdet, warf mich das Schicksal ins Ausland, nach Deutschland und Skandinavien. Andere Länder und Menschen, andere Sprachen und Kulturen, immer allein, abgeschnitten vom letzten Faden zu einer vertrauten Gemeinschaft, all das neigte mir nach und nach das stolze Häuptlein. Die Längizyti begann mich zu hudeln. Entbehrung und niedrigste Arbeit kühlten meinen Eigenbrodeldunst zur blutten Einsicht und Vernunft.

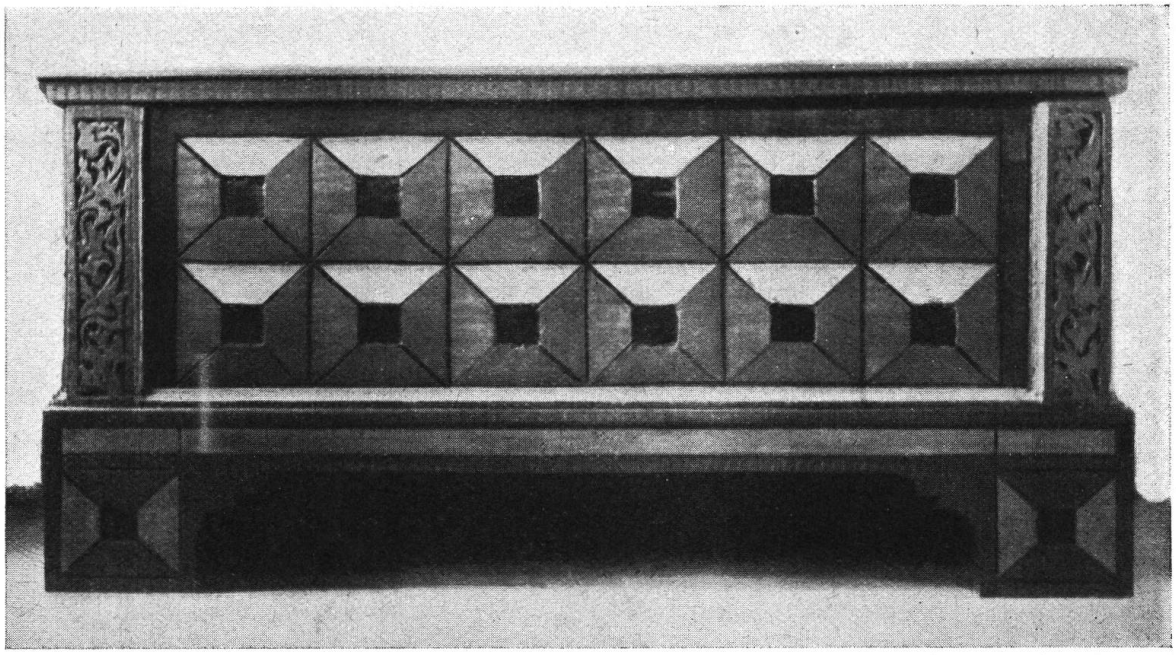
**Die Blaumatt in Heimiswil, wo die Tochter den Mut aufbrachte, sich wieder bäurisch einzurichten.**
Photo: Stettler.

Wenn ich in einer grossen Schweineschlächterei wochenlang Blut von den Wänden wusch und meine zarten Künstlerhände von abscheulichem Dreck tropften, da dachte ich verbissen an mein Blumenkästchen, das daheim im Museum prangte. Wenn ich hier Särge im Akkord schwärzte, erschien mir ein himmelblaues Wiegeli, auf das ich daheim ein Herz malte, aus dem Blumen wuchsen. — Aber da waren auch Bauern, die über endlose Ebenen gingen und Korn säten. Schmucke weisse Häuser mit Strohdächern hockten in schönster Harmonie inmitten leuchtender Blumengärten. Auch diese Menschen bemalten sich ihren Hausrat mit prächtigstem Schmuck, doch anders als wir. Anders war alles. Jedes Volk hat seine eigene Kultur, Tradition und Art. Das Land, der Boden hat dies durch Jahrhunderte geformt und aus Mensch und Scholle ein harmonisches Ganzes gemacht.

So wie mir der Norden die Augen auftat, so verstand ich nachher auch das warme, gemütliche Wesen der Alpenvölker Bayerns und Tirols, die hoffärtige Kunst und Kultur der Städte Frankreichs, die sonnenvolle, gesegnete Landschaft Italiens und ihre raschen, dunkelhäutigen Bauern. Wie oft habe ich klein und wortlos die ewigen Werke des römischen Altertums bestaunt! Die malerische Pracht Siziliens brachte mich fast aus dem Hüsli, und wenn ich so ein mit Schlachten- und Liebesszenen überbunt bemaltes Sizilianerchäreli hätte haben können, wäre ich der glücklichste Mensch auf Erden gewesen.

Nach Jahren stund ich wieder vor einem emmentalischen Bauernhof. — Da hockte er, wuchtig und breit, in welligem, fruchtbarem Boden, wie ein Stück Ewigkeit. Brennend rote Geranien blühten vor blitzsauberen Fensterreihen in der prallen Sonne. Ein Bauer sass im weiten Schopf am Dengelstock und klopfte die Sense. Die Bäuerin stampfte breitspurig und stolz vom Speicher her mit einem mächtigen Brot auf dem Arme, dem Hause zu und verschwand unter dem geschnitzten, gezüpften Türsturz ins Haus.

Da hat mich etwas angerührt und unerchannt geschüttelt. — Das ist die Heimat.



Die prachtvolle gotische Truhe, die ich für ein Trinkgeld kaufte und instand setzte. Sie stammt aus einem abgelegenen Dorfe des Emmentals. Photo: Stettler.

Ein solches Haus, einen solchen Speicher gibt es nirgends sonst auf der Welt. Diese gesunden, starken Menschen, die da wohnen, sind meine Menschen. Der Herrgott hat sie so gemacht und ihnen dieses Land gegeben, dass sie es nach ihrer Art und Sitte bebauen und an ihre Kinder weitergeben. Diese Höfe sind das geistige Erbe unserer Ahnen.

Hier bleiben, hier schaffen, das wollte ich und an *unserer* Kultur weiterarbeiten helfen. Aber das war nicht so leicht. Meine Begeisterung stiess überall auf kalte Ablehnung und chnorziges Misstrauen.

## Die grosse Not in der alten Bauernkunst

Es war längst eine neue Zeit angebrochen, in der das Bauernvolk mit fremden Moden liebäugelte. Motoren, Maschinen, Gummi, amerikanische Renditepraxis waren beim Mannenvolk Trumpf geworden. Die Frauen verschoppten alten einheimischen Hausrat in finstere Speicherlöcher und füllten die heimeligen Tannenholzstuben mit pompösen, hochglanzlackierten Zimmergarnituren.

Die hübschen Trachten waren gar zu bäurisch und unpraktisch geworden und erlebten das gleiche Schicksal wie der Hausrat, Pariser Mode, das war doch schicker! Violette Schleierli über das Hütchen, Stöckelschuhe, Schildkröten- und Schlangenhauttäschli vertuschten das Burefeufi vortrefflich, und das alles war zudem noch enorm billig. Die hausgrossen, silberfischfarbigen Autos der Warenhäuser fuhren durch dreckigste Hinterwäldlersträsschen in abgelegenste Höfe, um ihren Segen auszubreiten. Vom neuen Geist erleuchtete Maler überstrichen die langweiligen braunen Holzhäuser mit viel schöneren, schreienden Buntfarben, spritzten mit Maschinen die neuesten, deutschen Schablonenmuster auf Lauben und Bogen, marmorierten Sandsteinsockel und Zimmeröfen.

Enttäuscht, mutlos kehrte ich in die Werkstatt meines alten Vaters zurück, schaffte einfach was kam, und besuchte aufs neue die Kunstschule Bern.

Wiederum war es eine Trucke, diesmal allerdings eine grosse, welche meinem Leben eine Wendung gab.

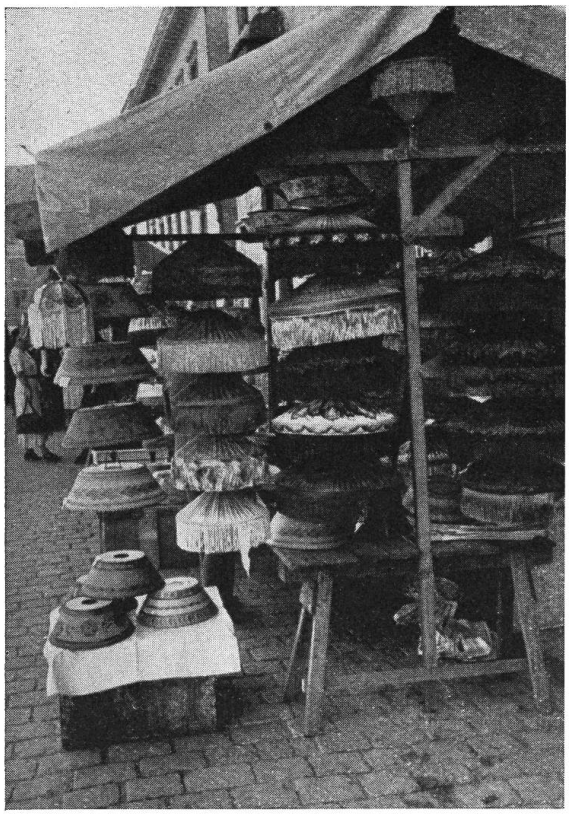
Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ein sogenannter Altmöbelschützer unter anderem einen geschnitzten und bemalten Trog aus dem gotischen Mittelalter in unsere Werkstatt brachte, den er irgendwo um ein Trinkgeld erstanden hatte.

Der Anblick traf mich wie ein heiterhäller Strahl aus dem Himmel. So etwas Schönes hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Mit Staunen betrachtete ich die Ruine und bot sofort, ohne zu wärweisen, 15 Franken dafür und erhielt sie auch. Mit grosser Mühe und Geduld stellte ich das wundervolle Stück instand, behielt es für mich und liess es für Fr. 400.— versichern. In einem grossen Möbelgeschäft der Stadt stellte ich die Truhe aus. Wie ein seltenes Wunder stand sie nun vornehm und wuchtig im Schaufenster inmitten pompös polierter Stromlinienmöbel. Nach ein paar Tagen kam ein Telephon: « Reichet die Fotzutrucke sofort wieder ume! No nie sy soviel Lüt vor em Fänschter gstande. Alls wott nume dä Trog luege, und üsi schöne Möbel schetzt niemer meh. Das schadt nume üsem Gschäft! »

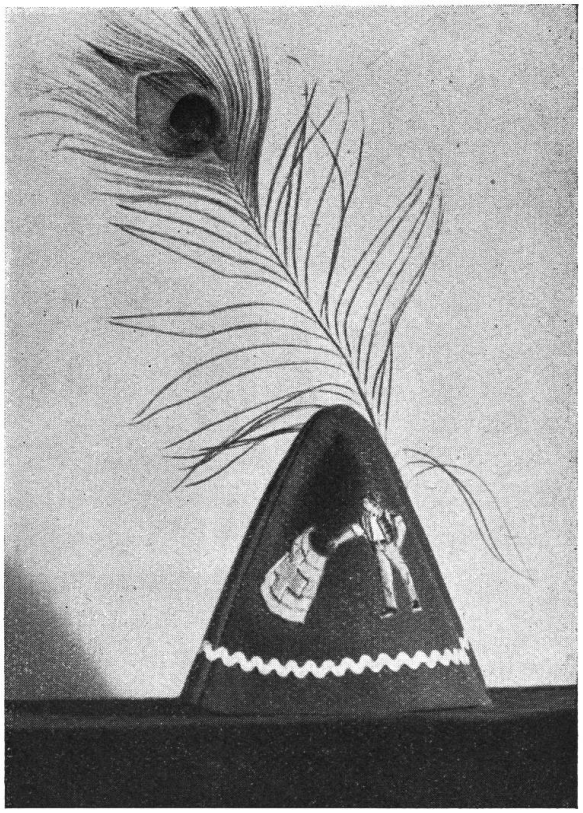
Ein wahres Trogfieber übernahm sie, galten doch die schönsten Stücke ein Spottgeld. Man brachte die Möbel oft fuderweise zum Auffrischen und stellte sie nachher in Hallen und Säle modernster Stadtwohnungen. Mit neuem Eifer nahm ich mich dieser dankbaren Arbeiten an und spürte bald, dass sich mein Herz nun zvollem der Erhaltung dieser schönen, alten Bauernkunst zuwendete.

Es fehlte weder an Angebot noch an Nachfrage.

Da kam zum Beispiel eine aufgepützelte Bauerntochter in schiggem Modekleidchen mit einem geschäftstüchtigen Möbelhändler und brachte eine moderne Serienaussteuer aus dünnem Sperrholz zum Malen und wünschte kauka-



Marktstand mit Lampenschirmen, welche nachher unsere währschaften Bauernstuben verunstalten. Photo: Vitali-Schweizer Heimatwerk.



Salontirolerhüaterl mit Pfauenfeder und gesticktem Schweizer Fahnenschwinger als Garnitur. Photo: Schweizer Heimatwerk.

**Schiessbuden-Kitsch: eine Anhäufung von Hausgreueln.** Photo: Schweizer Heimatwerk.

sische Okome-Stockmaser-Imitation, glanzlakiert. Kaum brachte sie diese verzwickten Fremdwörter heraus. Der Händler verbesserte sie und erklärte mir sehr von oben herab, wie dieses Holz aussehen solle. Man könne auch Abziehbilder in diesem « Schanger » haben. Das werde sehr apart. Mit Verwunderung sah die Tochter in unserer Werkstatt die mit Blumen, Sprüchen und Tieren bemalten tannenen Bauernmöbel und meinte schnippisch: « Söttige Züg hei mir deheim im Spycher ou no viel. Dir cheut's ha, we Dir bigährit, i wott halt öppis Modärns und Bequems. »

Als ich bedauernd Einwände vorbringen wollte, schnitt sie mir das Wort ab und erklärte schroff: « I der Stadt möge sie's üs nume nid gönne, we mir's uf em Land au afe e chly schöner ha

wei. » Das war die Ansicht vieler Bauersleute. Ich wusste, aus welch stattlichem Hof diese verblendete Tochter kam, zu dem viele Jucharten schönsten Waldes gehörten.

Eine halbe Stunde später fuhr ein prachtvoller Cadillac vor. Es entstiegen ihm erst ein Schosshündchen, dann ein livrierter Chauffeur und nachher eine hochnoble Dame, und diese wollten Bauernmöbel kaufen. — Da ich gerade nichts feil hatte, fuhr ich einen halben Tag mit der Herrschaft im Lande herum. Auf Schritt und Tritt stieg mir die feinparfümierte Frau ins finsterste Speicherloch, in muffige Gaden und Remisen nach, bis wir vier Truhen beisammen hatten, die sie in ihre neuerbaute Villa stellen wollte. Die Bauern dachten wohl, diese zähe Käuferin sei nicht ganz normal.

Fast täglich brachte jetzt die Post Briefe mit ungefähr folgendem Inhalt:

*Aus Platzmangel hätten wir einige alte Möbel abzugeben, es ist noch etwas darauf gemalt oder geschnitzt. Wir geben es ganz billig. Wüssten Sie uns etwa Käufer? G. Soundso, Landwirt.*

Oder:

*Hätten Sie gut erhaltene schöne Bauernmöbel zu verkaufen? Ich möchte gerne eine Bauernstube einrichten lassen. Habe so Freude an diesen heimeligen, originellen Stücken, die noch imstande sind, Wärme und ursprüngliche Behaglichkeit in die kalten Stadtwohnungen zu bringen.*

*Frau Direktor, Doktor, Pfarrer oder Lehrerin aus der Stadt.*

Bei einem Tauschhändler fand ich eine ganze Tenne voll. Schrank an Schrank, Truhe auf Truhe, schönste Zeugen unserer alten, hochentwickelten Bauernkunst des 18. und 19. Jahrhunderts, eingetauscht für billigste Dutzendwarenmöbel. Der pfiffige Händler meinte: « Was weit Dr? D'Bure schetze's nümme, de wär me e Nar, we mes im Dräck liess z'grund go! D'Stadtlüt näh's no so gärn! Dä Handu lauft! Mi muess d'Bure nume nid anders brichte. »

## Wo es auch noch ganz bös aussah

Das Geschäft blühte also, und trotzdem sammelte sich nach und nach ein grosser Kummer in mir an, eine Hilflosigkeit, die in wahres Elend umschlug, als ich einen Maimarkt miterlebte.

Es war frühmorgens. In den sauber ausgeputzten Gassen standen lange Reihen noch leere Marktstände in malerischer Einheit und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

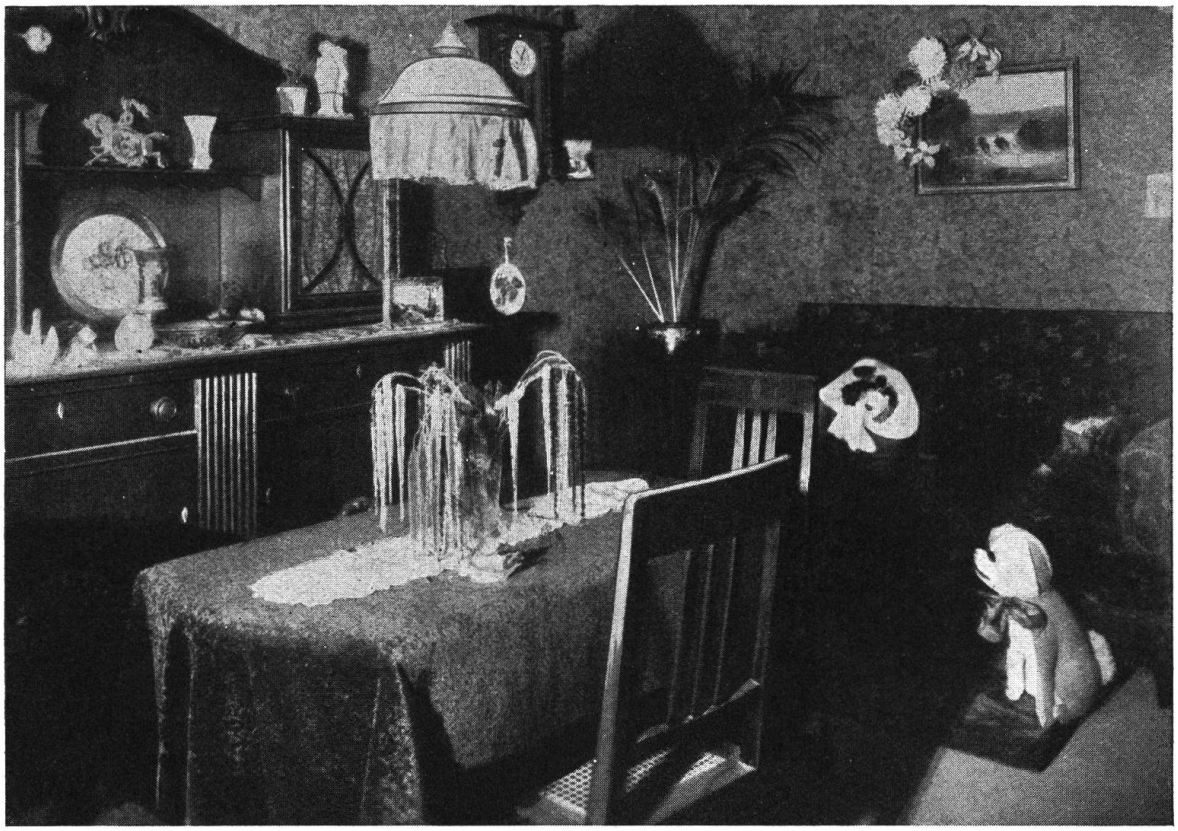
Bald kreischte und surrte es aus allen Richtungen heran. Es ratterten Motoren aller Zeitalter und Formen, und mannigfaltigste Vehikel brachten das Bauernvolk in Massen zum Markte. Vereinzelt höpperleten auch gemütliche, längst veraltete Bernerwägeli heran und brachten währschafte Bauernleute.

An den Ständen wurde nun in aller Hast ausgekramt und Waren feilgeboten. In allen Tonarten schrieen heisere, billige Jakobe in gwundrig stehende Massen hinein. Für 95 Rappen kaufte man hier einen ganzen Haufen « wertvollste » Sachen. Sie fanden reissenden Absatz. Feine schweinchen-, rosafarbene und zwetschgenblaue Damenwäsche mit grandiosen Spitzen, Glasperlenspangen, Halskorallen. Schwarze Samtkissen mit Abendrot, Brunsthirschen, Windmühlen und Kussszenen geschmückt gab es eine riesige Auswahl.

Mit grosser Reklame warb dort eine feine, ohrberingte Dame für die neueste Erfindung der Gegenwart. Achtung, unübertroffen, einzigartig! In zwei Minuten wundervoll frisiert! An hölzernen Köpfen prangten wahre Gedichte von Frisuren. Die Bauerntöchter können nun morgens vor dem Grasen noch schnell frisieren!

Hier rief einer uhrgenau jede halbe Minute « Ischgreem »!

Gesunde, rotbackige Landmädchen wandelten auf Stöckelschuhen in allermöglichsten Moderoben durch die Gassen. Frauen in Sonntagstrachten trugen dazu Pariserhutformen von gestern, gar Zebrafell - Handtaschen. Währschafte,



**Eine Wohnstube, wie man sie bei zahlreichen hablichen Bauern antrifft.** Photo: Schweizer Heimatwerk.

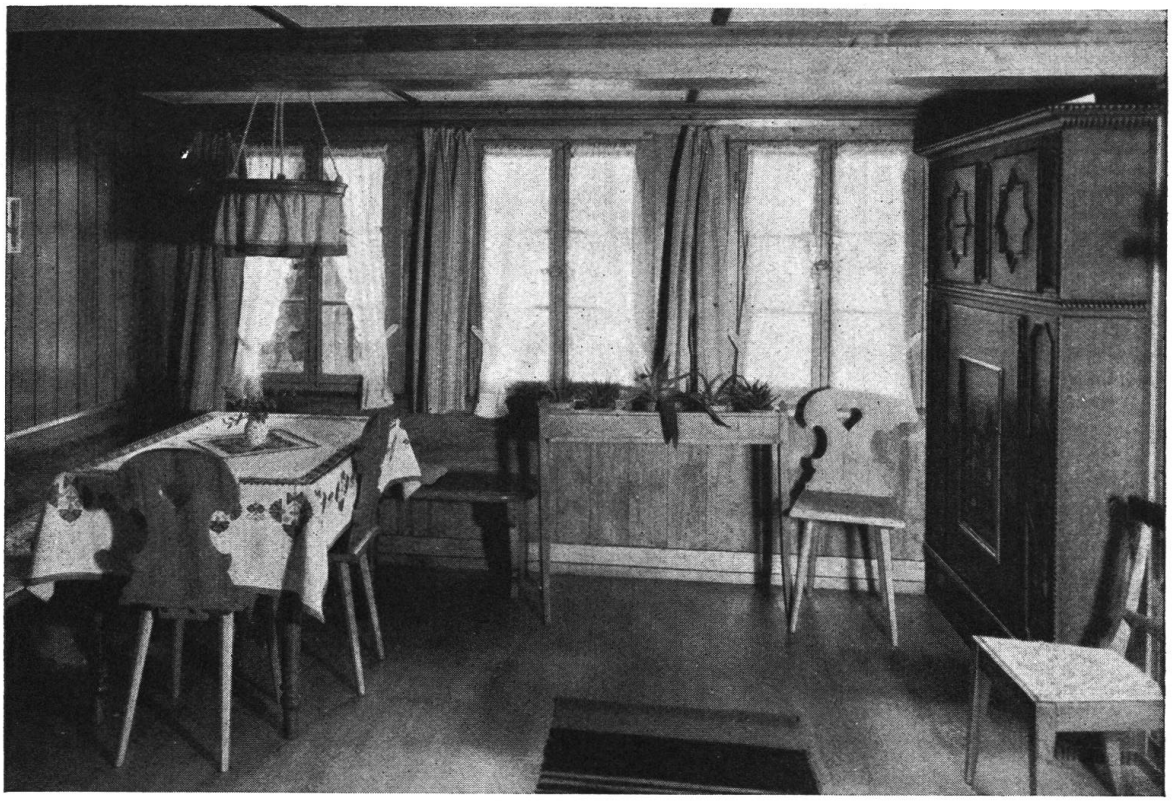
halbleingekleidete Bauernburschen trotteten breit und wuchtig einher und trugen stolz Baskenmützen und Tirolerhütchen mit Pfauenfedern, im Knopfloch riesige Papierblumen.

Da war auch ein bescheidener Stand mit echtem, schön geblumtem Bauerngeschirr. Ein stilles Mannli stand davor und rauchte ein Pfeiffchen. Es hatte wenig zu tun. Die Leute strömten vorüber. Ab und zu hielt doch eine Bäuerin still und kaufte etwas. Daneben war ein Stand mit wahren Bergen türkischem Honig, Magenbrot, Messmocken, Bonbons und undefinierbaren Süssigkeiten im warmen Gewühle verklebt, verstaubt. Die Spenderin dieser Herrlichkeiten hatte alle Hände voll zu tun. Aus offenen Fenstern eines Gasthauses erscholl aufreizende Jazzmusik, gespielt von kostümierten « Swiss-Boys ». Sie trugen weisse Hemden mit rotem Kragen, die Schweizerfarben. Sie warfen beim wildbewegten Spiel gesalbte Schnittlauch-Mähnen herum und schüttelten die Hintern wie Zuluneger, und Bauernpaare tanzten in dikken Knäueln « irgend etwas » dazu.

Ausrangierte Grammophone, Photoapparate, Uhren mit und ohne Gehwerk, alles erstand man hier für Fr. 1.95. Auch Schiessbudenzauber fehlte nicht. Es ging um « tuchige » Teddybären, Mickymäuse, Bulldogs, Foxis und anderes, es ging um sauer verdiente Batzen.

Wunderbare Öldruckbilder mit trauten Tiroler Liebesszenen, Tropenzauber und Palmenhainen in schönsten Regenbogenfarben, gerahmt mit breiten «Goldrahmen » hingen dort tennstorgrosse Wände voll. Es war zum Weinen.

Über all diesem gleissenden Marktzauber wölbte sich ein tiefblauer Himmel und mahnte zu schwerbesorgtem Nachdenken. Ich sah wiederum im Geiste die schönen blumengeschmückten Bauernhöfe, wie sie bei meiner Heimkehr vom Aus-



**Und wie sie sein sollte (Neue Stube mit altem Hausrat auf der Blaumatt, Heimiswil).**

lande vor mir standen. Ich fühlte damals den wahren, echten Geist unseres Volkes und seiner Kultur. Ich konnte einfach nicht glauben, dass dieses schönste Gut unserer Väter so tief gesunken sei. Gerade diese Jahrmärkte füllten unsere Bauernhäuser mit wertlosem Kitsch.
Wo waren denn der Heimatschutz, die vielen Vereine zur Erhaltung einheimischer Art? Geschah denn nichts, dieser Seuche entgegenzutreten, die Bauern aufzuklären? Das konnte doch nicht richtig sein, dass die Erzeugnisse der alten schönen Bauernkultur ausschliesslich in Stadtwohnungen landeten. Gab es denn wirklich kein Mittel, um die Bauern selbst wieder für rechte Volkskultur zu gewinnen?

Ich versuchte es, aber ohne den geringsten Erfolg. Überall stiess ich bei den Bauern auf eine unsichtbare Wand. Erst viel später wurde mir klar, wie wenig man überall im Leben mit Predigen und Reden erreicht. Man muss das, was man erreichen will, nicht vorpredigen, sondern vorleben.

Das Schicksal wies mir den rechten Weg. — Ich danke Gott dafür. Die Liebe zu einer Frau zog mich aufs neue ins Bauernland. Ich heiratete eine Dorflehrerin. Das gab mir ganz natürlich den Boden unter die Füsse. Mit meiner Frau baute ich auf diesem gesunden Boden ein währschaftes, echtes Haus. Durch ihre verständnisvolle Mithilfe fand ich den Faden zum Bauernvolk. Sie anerkannten mich jetzt als einen der Ihren. Ganz hübscheli begann ich zu arbeiten, und das alte Sprichwort: « Nume nid gsprängt, aber gäng hü! » half mir das Trom zu meiner Lebensaufgabe finden. Unser Haus zeigte den Nachbarn, was ich arbeiten gelernt hatte, was echte, natürliche Schönheit in einer Wohnung sein kann und dass es dazu eigentlich wenig Geld braucht.

Ich lernte auch, in welchem Ton, welcher Sprache man mit Bauern reden

Eine Truhe, welche der Verfasser im Auftrag des Schweiz. Bauernverbandes malte, der sie als Ehrengabe verwendete.

muss. Nur so nebenbei, so in aller herzlicher Gemütlichkeit lehrte ich sie unaufdringlich Schlechtes und Gutes sehen. Man öffnete mir bald freimütig Stuben, Kammer und Speicher.

## Als es doch endlich heiter wurde

Aber von da zur eigentlichen Beeinflussung war noch ein weiter Weg. Meine erste wirklich gelehrige Schülerin war eine 19jährige Bauerntochter. Sie kannte meine Bestrebungen, und als die Eltern einmal fort waren, zeigte sie mir die Sehenswürdigkeiten des elterlichen Hauses. Der Wohnraum, die sogenannte bessere Stube, war typisch für die Einrichtung, wie man sie gerade bei habligen Bauern oft antrifft.

Zwischen veilchen- und eisblau getönt, war sie hochglanzgestrichen und vollgepfropft mit Renaissance-Imitationsmöbeln der Jahrhundertwende. Tempelartiger Spiegelschrank, schwarz poliertes Klavier mit « goldenen » Leuchtern und blutroten Kerzen. Der Deckel dicht überstellt mit sämtlichen hier lebenden Familiengliedern aller Altersstufen, Konfirmationshelgen und anderem. Ein kirschrotes Plüschsofa voll wunderbarer Paradekissen, die man kaum anrühren durfte. Brokatimitationstischteppiche mit Kugeltschöttelifransen. Dürre und gelismete Blumen in abgeschlagener, goldbronzierter Bierflasche, mitten darauf eine süsse Ansichtskarte geklebt. Schrapnellhülsen voll staubige Schilfrohrbutzen und Pfauenfedern. Auf der maserierten Kommode standen Gips- und Holzbärli mit abschraubbaren Köpfen als Gufenkissen, Oberländerhäuschen als Tintenfass, Porzellanschwan mit hohlem Bauch als Aschenbecher. Glaskugel, dahinter geklebt der Bahnhof von Marseille. Die Fenster verhängt mit japanischen Landschaftsbilder - Storen. Ein Glaslampenschirm wie ein Fastnachtsküchli. Der Boden bedeckt mit Perserimitationsteppich. Der schöne Sandsteinofen schwarz und grün marmoriert und überstellt mit Goldgläsern und Krug aus einer Schiessbude.

Erst die Bilder an den Wänden! Zwei und drei Reihen übereinander, die obersten schräg in die Decke gehängt, damit ja alle Platz hatten. Kuhdiplome, Dienstbotenehrungen, der Eiffelturm, 30 bis 40 Stück an der Zahl. Zu allem eingerahmte Leichenkränze mit Glasperlen, oder Wachsblumen, mitten drin die Photo der Verblichenen. — Und eine muffige Luft, die nach Staub und Moder roch.

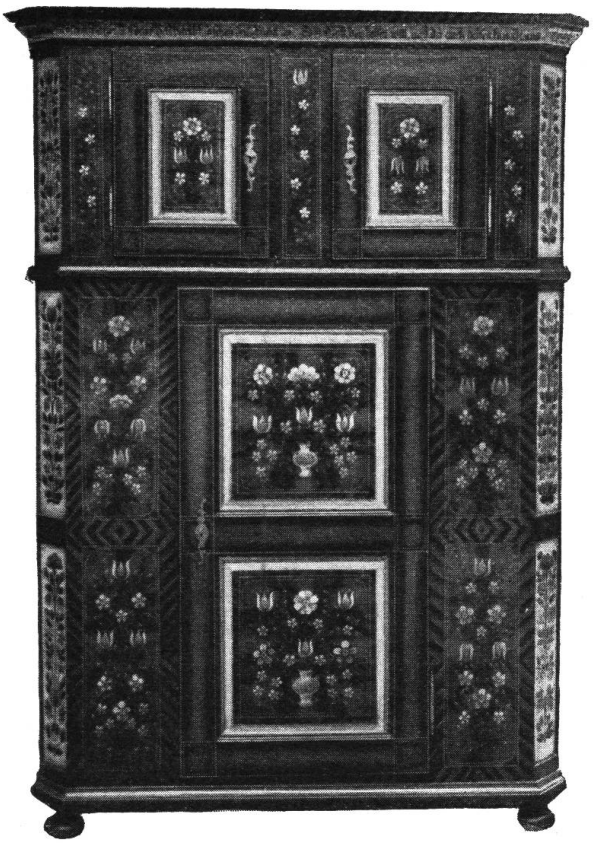
Wie kann man nur in « solchem » leben? Doch selten trat hier jemand herein. Vielleicht fühlten die Leute das Unbehagen dieses leblosen Sammelsuriums.

Aber so war es Mode, und man liess es dabei. In der Stube darüber, im Gaden des Melkers, da stand neben dem schön geschweiften Bett aus astigem Tannenholz ein Schrank mit abgeschlagenem Kranz und abgefaulten Füssen, ein Stück schönster Schreinerkunst von 1740. Reich bemalt mit Tulpen und Nelken, mitten auf den Füllungen, von Schuhnägeln befestigt, violette Schätzelikarten und Glücksschweinchen neben goldstreusandglitzernden Kleeblättchen.

Die Tochter des Hauses zeigte mir diese Sündetat in kindlichem Ergötzen.

Nur ungern führte sie mich aber in den Speicher, weil sie vermutete, es könnte dort vielleicht nicht Ordnung sein. Der Speicher war eben heute vielerorts nicht mehr die wohlbestellte Vorratskammer, das Tempelchen der hablichen Bauern, er war zur Gerümpelkammer geworden, in dem Mäuse und Spinnen ein beschauliches Dasein genossen. Und so war es auch hier. Ringsum wurden durch die letzten Jahre Wellblechschuppen angehängt, um all die neu erworbenen Maschinen unterzubringen. Der alte, prachtvoll gezimmerte Bau selbst war mitten drin versteckt. Als der grosse Holzriegel der reich bemalten Türe sich ächzend zurückschob und das Mädchen die Stalllaterne hob, um in das stockfinstere Gemach zu leuchten, da habe ich fast herausgebrüllt vor Erregung und wäre wohl abgehockt, wenn ich irgendwo gekonnt hätte.

So ähnlich musste die Entdeckung eines Pharaograbes Eindruck gemacht



**Vom Verfasser renovierter Kasten aus dem Walacherhof, Rüedtligen.**
**Besitzerin: Frau Beck, Mühle, Landshut.**

haben. — Reich bemalte und geschnitzte Truhen, Schränke, geblumtes Geschirr, zierliche Spinnräder, alte Waffen, Uniformen, verziertes Werkzeug, zerbrochene Schliffscheiben, Musikinstrumente, vermoderte und mit Wappen und Inschriften schön bedruckte Kornsäcke stunden und lagen da durcheinander, Wedelendrähte, verrostete Milchbränten, Maschinenteile, dürre Kamillenstauden zwischendrin und ganze Häufchen Wurmpulver am Boden. Das Schindeldach rünnte. Bei langem Regenwetter tropfte es schon auf diese Reichtümer herab. Ich riet der Tochter dringend, die schönsten Sachen gleich wegzunehmen, zwägzumachen und ins Haus in die beste Stube zu stellen. Was musste ich darauf hören: « Was! Das alte Gfotz i üsi Stube näh? Nei, bim Hagel, da wett i de viel lieber e neue Linoleumbode yne! »

Jetzt konnte ich nicht mehr schweigen. Jetzt kam's wie ein Strom aus mir,

was ich schon jahrelang habe zurückhalten müssen. Wohl Stunden ist es gegangen. Wir sind zusammen auf der steilen Holztreppe gesessen. Das Mädchen hat zugehorcht und nie widerredet.

Kommt heute und seht, was die Tochter nach dieser Predigt getan hat! Ihr würdet den schönen Erbhof nicht wieder erkennen. Trotz hartem Widerstand der Eltern hat sie mit Unterstützung der Grossmutter, die noch am Alten hing, in allen Stuben aufgeräumt, ausgemistet und das prächtige, lange verachtete Gut ihrer Ahnen wieder hineingetragen und mit neuen, einfachen, echten Stücken ergänzt. — Luft und Licht hat wieder überall Einzug gehalten, und die Stuben sind gesunde, ehrliche Aufenthaltsräume und Erholungsstätten ihrer Bewohner geworden. Das war mein erster, grosser Erfolg.

Von da an ging es ganz gefreut « obsi », aber gar nicht ununterbrochen, sondern mit vielen Rückschlägen und unter unendlichen Schwierigkeiten. Manchmal war's zum Haareausreissen. Doch der leide Antiquitätenhandel nahm langsam ab. Selten mehr wurden Truhen zum Verkaufe angeboten. Die Bauern begannen den Wert ihrer alten Schätze endlich zu spüren und hielten Sorge dazu, liessen sie sogar erneuern.

Wir machten jetzt auch neue Möbel. Dass ich es so gut kann wie die Alten, wäre zuviel gesagt. Doch glaube ich, dass meine besten Arbeiten an das, was man früher machte, heran kommen. Es ist gewiss nicht so, wie viele meinen, dass die Leute früher ein geheimnisvolles, künstlerisches Talent hatten, das heute einfach ausgestorben sei. Die Fähigkeiten sind immer noch da, nur können sie sich leider nicht entfalten. Ich bin sicher, dass vielerorts auf dem Lande noch einer wäre, der das Zeug dazu hätte, ein tüchtiger Bauernmaler zu werden. Aber es braucht einige Grundbedingungen. Man muss mit Bauern leben, muss wahr sein, in der Arbeit aufgehen und darf nicht reich werden wollen. Sobald man Volkskunst mit sog. gutem « Gschäftligeist » selbst in den Handel bringen will und am laufenden Band herstellt, ist es um sie geschehen. Der schöpferische Quell hört plötzlich auf zu fliessen.

So erhielt ich letzthin von einem Warenhaus die Anfrage, 300 kleine Truhen zu machen. Es dürften alle ziemlich gleich sein, ginge also ringer und käme daher viel billiger. Das Angebot war verlockend. Das Blumenmalen fliesst mir heute nur so aus den Fingern. — Dennoch sagte ich überzeugt « Nein».

Es hat sich mit den Jahren unser Arbeitsgebiet ganz « unerchannt » erweitert. — Man glaubt gar nicht, was ein Bauernmaler da alles raten und helfen darf.

Da gibt's alte, wertvolle Baudenkmäler vor Verschandelung und Abbruch zu retten, geschnitzte und geschmiedete Wirtshausschilder zu erneuern und neue zu entwerfen. Bei Friedhofgestaltungen hat man mitzuraten und dabei der Glanzmarmor- und Gusseisen-Grabmalseuche furchtlos entgegenzutreten.

Dem guten Dialekttheater gilt es wieder auf die Beine zu helfen und den mondscheinigen « Rührbrei »-Salonstückli den Weg zur Landbühne abzudrosseln. Man hat dann aber die viel Zeit raubende Pflicht, Volksstücke selbst einzutrüllen, Reklamechef, Friseur, Requisitenmeister, Kulissenmaler und Berichterstatter zu machen.

Man wird zur Gründung von Trachtengruppen herangezogen, entwirft ihre Satzungen, schlichtet viel vorkommende Frauenzänkli und gibt ihnen Unterricht, wie Kunst und Kitsch erkannt werden kann. Man wird sogar Festredner, Dekorationspräsident und Kranzbinder. Als Zeichnungsfachlehrer der Gewerbeschule, Kirchenmaler, Farbstimmer, Berufsberater und Lehrstellenvermittler dient man mit nimmermüder Geduld und Aufopferung seinem Volke und hat das Glück, lebendig und brauchbar in der Welt zu stehen.

Meine Familie, ich, meine Arbeit und Heimat sind heute eins geworden, und der Herrgott soll es zusammenhalten!